

Familie im Corona-Shutdown – erste Überlegungen

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck, Essen

Die Corona-Krise wird unser Land in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen auch mittel- bis langfristig einschneidend verändern. Diese Prognose scheint mir Ende März 2020, dem Zeitraum, in dem ich diesen Beitrag verfasste, bei einer sich nahezu stündlich verändernden Nachrichtensituation nicht allzu gewagt zu sein. Homeoffice oder Kurzarbeit bei gleichzeitiger Betreuung der eigenen Kinder, die in den sogenannten ‚Corona-Ferien‘ neue, bisher unbekannte Formen des Homeschoolings erkunden, sind für viele Millionen Deutsche gegenwärtig Realität. Während einige gerade vielleicht ‚zu viel‘ Familie erleben, fahren die Beschäftigten in den Berufen, die im Krisenmodus ‚systemrelevant‘ sind, Sonderschichten. Eine funktional ausdifferenzierte Gesell-

„Die Familie steht plötzlich vor ungewohnten und schwierigen Herausforderungen, die es in diesem meist engen Sozialverband gemeinsam zu gestalten und auszuhalten gilt.“

schaft, in der Arbeitsteilung und Kinderbetreuung durch Bildungsinstitutionen noch bis Mitte März zu den unhinterfragten Selbstverständlichkeiten unseres Alltagslebens gehörte, muss sich im familiären Nahbereich für die Dauer der Krise innerhalb kürzester Zeit neu organisieren. Die Familie steht plötzlich vor ungewohnten und schwierigen Herausforderungen, die es in diesem meist engen Sozialverband gemeinsam zu gestalten und auszuhalten gilt. Wenn Kinder, die wie wir Erwachsenen aus ihren gewohnten und haltgebenden Alltagsroutinen geworfen werden, daheim täglich am Nervenkostüm ihrer Eltern zerren (und umgekehrt), Ehe- und Lebenspartner mangels Alternativen gezwungenermaßen viel mehr Zeit auf manchmal engem Raum miteinander verbringen müssen als üblich, liegen in der Gestaltung dieses ‚anderen‘ Miteinanders vielleicht gewisse Chancen. Die Situation kann für Familienmitglieder, insbesondere wenn neben gesundheitlichen auch ökonomische Unsicherheiten und die Angst um den Verlust des Arbeitsplatzes hinzukommen, allerdings auch eine große Gefahr darstellen. Empirisch gut belegt ist, dass Ehekrise und familiäre Gewalt insbesondere dann zunehmen, wenn Familien ihre vertrauten Rhythmen verlassen und die Rahmenbedingungen des

Alltags über einen bestimmten Zeitraum ausgesetzt sind.¹ Beispielhaft lässt sich hier in ‚normalen‘ Zeiten der gemeinsamen Jahresurlaub nennen.

Der sogenannte ökonomische Hintergrund entscheidet mit darüber, wie stark dieser Effekt in den einzelnen Familien katalysiert werden kann, weshalb sich die soziale Ungleichheit in unserer Gesellschaft gerade dramatisch verschärft. Das erlassene Kontaktverbot im öffentlichen Raum, die Schließung der Refugien, die zivilgesellschaftlich und kirchlich organisierte Unterstützungssysteme vielen Menschen bieten, und die Schließung der öffentlichen Spiel- und Bolzplätze trifft die sozial schwächsten Familien in unserer Gesellschaft am härtesten. Die pro Person zur Verfügung stehende Quadratmeterzahl an Wohnraum verdeutlicht die unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen familiärer Krisenbewältigungsstrategien. Familien, die in einem Vorstadthaus mit Garten und Privatspielplatz wohnen, werden das Kontaktverbot in psychologischer Hinsicht anders erleben als Familien in prekären Wohnverhältnissen. Neben dem Gesundheits-, Pflege- und Sicherheitspersonal haben zusätzlich viele einkommensschwache Haushalte eine hohe Ansteckungsgefahr, da sie häufig mangels Alternativen den ÖPNV nutzen müssen und in exponierten Berufen arbeiten, wie z.B. als Kassiererin im Supermarkt. Diese Faktoren seien nur exemplarisch genannt, um die „Hierarchie der Not“ (Stefan Sell)² der Familien in Deutschland zu verdeutlichen.

Unpassend scheinen mir in der jetzigen Zeit Perspektiven zu sein, die die Vollbremsung des öffentlichen Lebens und die damit erzwungene Zeit zuhause zur Pflege eines Narrativs nutzen, indem die Familie unkritisch als Ort der Geborgenheit in unsicheren Zeiten dargestellt wird. Für ein Familienbild nach Corona taugt dieses Festhalten am vermeintlichen Ideal vermutlich wenig. Der 2017 verstorbene Soziologe Zygmund Bauman prägte für diesen Wunsch, im Vergangenen vermeintlich schnelle und einfache Antworten auf die Frage zu finden, wie wir morgen leben wollen, in seinem postum erschienenen Werk den Begriff der Retrotopie.³ Darunter versteht er „Visionen, die sich anders als ihre Vorläufer nicht mehr aus einer noch ausstehenden und deshalb inexistenten Zukunft speisen, sondern aus der verlorenen/geraubten/verwaisten, jedenfalls untoten Vergangenheit.“⁴

¹ Vgl. Lenz Jacobsen/Parvin Sadigh, *Hierarchie der Not. Wer unten steht, leidet mehr: Die Corona-Krise verdeutlicht und verschärft die soziale Ungleichheit*, <https://www.zeit.de/wirtschaft/2020-03/soziale-ungleichheit-coronavirus-pandemie-versorgung-covid-19/komplettansicht> (eingesehen am 26.03.2020).

³ Zygmund Bauman, *Retrotopia*, Berlin, 2017.

⁴ Ebd. 13.

¹ Marija Pejcinovic Buric, *Generalsekretärin des Europarats in Straßburg, verweist auf Berichte aus den EU-Mitgliedsstaaten, die diese Befürchtung bestätigen: Kinder und Frauen sind während der Corona-Krise in ihrem Zuhause einem höheren Missbrauchsrisiko ausgesetzt als davor.*

Retrotopien standen gesellschaftlich bisher hoch im Kurs. Der Überdruß an einer immer komplexer und unübersichtlicher werdenden Gesellschaft brachte Formen der Rückwärtsgewandtheit hervor, hinter denen oft der Wunsch nach Überschaubarkeit stand. Auf den Bereich der Familie bezogen, führte dies insbesondere in der vergangenen Dekade zu einer Revitalisierung des normativen Familienbildes der industriegesellschaftlich geprägten jungen Bundesrepublik, in der die Bereiche Familie und Erwerbsarbeit so miteinander verknüpft waren, dass die Rolle des ‚Familienernährers‘ ausschließlich über die Erwerbstätigkeit des Mannes legitimiert und ausgefüllt werden sollte. Sein Engagement musste ein Engagement für die Familie sein, während Tätigkeiten in der Familie in den Zuständigkeitsbereich der Frau fielen.⁵ Diese Klärung der Zuständigkeiten sollte eine Gewissheit garantieren: daheim ist es mit Sicherheit unkompliziert. Dass dieses Ideal von Familie mit entsprechender Geschlechterzuweisung ein Mythos ist, der in der historischen Realität kaum jemals existierte, hat die historische Familienforschung bereits ab den 1970er Jahren herausgearbeitet.⁶ Wir erlebten dennoch, dass diesem Ideal der 1950er Jahre in den letzten Jahren immer mehr Plausibilität zugeschrieben worden ist. Wahrscheinlich deshalb, weil das Hintergrundmuster die Möglichkeit einer ‚Komplexitätspause‘ verspricht, was in der Spätmoderne für viele Menschen bis vor kurzem sehr verheißungsvoll erschien. Der Corona-Shutdown führte zu der paradoxen Situation, dass für viele Familien die herbeigesehnte ‚Komplexitätspause‘ nun zwar Alltag ist, sich aber nicht selten zum Stresstest entwickelt.⁷ Mit der „massive[n] Verlangsamung im realen physischen Leben“⁸ gehen, soweit zu sehen, bis jetzt die meisten Menschen sehr verantwortlich um. Auch stimmen die neuen Formen von gesellschaftlicher Solidarität und Zugewandtheit hoffnungsvoll. Nicht wenigen wird gerade wohl bewusst, wie glücklich sie sich schätzen können, diese Zeit nicht alleine, sondern im Kreis ihrer engsten Familie verbringen zu dürfen. Dennoch wäre es fahrlässig, die zunehmende Zahl an Opfern häuslicher Gewalt auszublenden, für die die Familie in dieser Zeit alles andere als ein sicheres Refugium darstellt.

Manche kritisieren jetzt, dass sich die soziale Unterhaltungs- und Zerstreuungskultur nun ins Internet verlagert und möchten einer Gesellschaft im Corona-Modus als soziale Therapie innere Einkehr und Entschleunigung verordnen. Sie verkennen in meinen Augen, dass die meist in kulturpesimistischer Attitüde vorgetragene Forderung nach einem Richtungswechsel hin zu einer romantisch-dörflichen Acht-

samkeitslogik der vermeintlich krisenfesten Kleinstkollektive keine tragfähige Lösungsperspektive sein kann.⁹ Der Soziologe Armin Nassehi merkt zurecht an, dass die Schließung von Kitas und Schulen nicht nur eine starke Herausforderung an die Bewältigung des Alltags ist, „sondern vor allem ein Hinweis darauf, wie sehr eine moderne Gesellschaft davon profitiert, dass wir eben nicht in engen Sozialverbänden leben.“

Die Schulen, auch die Kitas, sind nicht nur Betreuungs- und Bildungsangebote. Sie sind auch Interdependenzen-Unterbrecher.¹⁰ Diese oft unterschätzte Funktion erfüllt für Frauen und Männer insbesondere die außerhäusliche Arbeit, erfüllen aber auch Sportvereine, soziale Treffpunkte, die Kneipen und Kulturlandschaft und die Angebote der Kirchen. All das lässt sich nicht über einen langen Zeitraum hinweg einfrieren, ohne Konflikte im Nahbereich zu riskieren. Daheim ist es nicht unkompliziert, gerade weil Familie kaum eine emotionale Distanz zulässt.

„Daheim ist es nicht unkompliziert, gerade weil Familie kaum eine emotionale Distanz zulässt.“

„Der Stresstest für die Familie ist es, wenn sich Gesellschaft und Familie reduziert, wenn es keine Exit-Strategien gibt. Es ist kein Zufall, dass alltägliche Gewalt, auch sexuelle Gewalt mit am häufigsten im Nahraum vorkommt, im häuslichen Bereich und in Partnerschaften. Und es ist kein Zufall, dass wir unsere stärksten Emotionen, auch die positiven, im Nahraum erleben, mit Personen, die zumindest eine Zeit lang wie alternativlos zugehörig erscheinen. Solche Sozialkontakte sind sehr anstrengend, sie brauchen viel Energie.“¹¹

Dieser Befund spricht freilich nicht gegen die Familie, sondern er stellt in Rechnung, dass ihre Mitglieder gleichzeitig Mitglieder einer modernen Gesellschaft sind und das Bedürfnis nach Unterbrechung von Interdependenz nicht von einem Tag auf den anderen verlorengelht. Der mit dem modernen Wunsch nach einer ‚Komplexitätspause‘ verbundene Sehnsuchtsort ‚Familie‘ hält vermutlich kaum einem realfamiliären Belastungstest stand. Familienmitglieder sollten sich diesem fragwürdigen Ideal erst gar nicht verpflichten, da es vermutlich nur Enttäuschungen bereithält. Aber auch in theologischer Hinsicht halte ich diese Retrotopie für sehr problematisch: Auf der Grundlage einer anachronis-

⁵ Vgl. Michael Meuser, Art. Soziologie, in: Stefan Horlacher / Bettina Jansen / Wieland Schwanebeck (Hg.), *Männlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2016, 218-236, hier 224.

⁶ Vgl. Jürgen Martschukat / Olaf Stieglitz, *Geschichte der Männlichkeiten*, Frankfurt a.M. 2008, 85.

⁷ Vgl. Armin Nassehi, *Corona-Krise. Der Stresstest für die Familie, wenn es keine Exit-Strategie gibt*, <https://www.welt.de/debatte/kommentare/plus206567557/Corona-Der-Stresstest-fuer-die-Familie-ist-es-wenn-es-keine-Exit-Strategien-gibt.html> (abgerufen am 20.03.2020).

⁸ Hartmut Rosa über Corona: „Wir sind in einem Versuchslabor“, taz.de/Soziologe-Hartmut-Rosa-ueber-Corona/ (abg. am 27.03.2020).

⁹ *Damit meine ich nicht positive Deutungsperspektiven, die die Krise auch als Chance betrachten, um gemeinsam über gesellschaftliche Veränderungen nachzudenken. Hartmut Rosa spricht diesbezüglich von einem kollektiven Resonanzmoment: „Im Grunde bin ich überzeugt davon, dass nur in Resonanzbeziehungen und -momenten Neues entstehen kann. Und deshalb würde ich durchaus sagen, wir sind in einem kollektiven Resonanzmoment. In einer Situation, in der wir alle hinhören, uns füreinander und die Welt öffnen und eine Antwort finden können. Und da kann, im Sinne von Hannah Arendt, vielleicht etwas kollektiv Neues entstehen. Die Gesellschaft kann sich neu erfinden. Und ja, sie hätte es bitter nötig.“ (ebd.).*

¹⁰ Armin Nassehi, *Corona-Krise. Der Stresstest für die Familie, wenn es keine Exit-Strategie gibt*.

¹¹ Ebd.

tisch verklärten Vergangenheit lassen sich keine diesseitigen Heilsvisionen für eine bessere Zukunft frei von Komplexität und Ambiguität entwerfen. Statt sie als Ärgernisse zu bekämpfen, plädiere ich vielmehr gerade jetzt für das Einüben von Ambiguitätstoleranz. Denn weil es um den Schutz der Familie geht, brauchen wir einen realistischen Blick und tragfähige Zukunftsperspektiven.

Die Krise zeigt uns, wie verwundbar Alltagsgewisheiten und Selbstverständlichkeiten sind, auf die wir uns bisher unhinterfragt verlassen konnten und die wir in Meinungs- und Überzeugungsbildungsprozessen einfach voraussetzten. Sobald Handlungsgewisheiten ihre lebensweltliche Selbstverständlichkeit eingebüßt haben, offenbart sich der gesellschaftliche Bedarf an diesen Alltagsroutinen.¹² Fehlen sie, erzeugt das häufig Angst und Unsicherheit. Insbesondere jetzt, da allen Bürgerinnen und Bürgern Europas

„Die veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen nach Corona dürfen nicht dazu führen, dass Familien zwischen Existenzangst und Arbeitsbelastung zerrieben werden.“

ihre Verwundbarkeit vor Augen steht, sollten wir uns darauf verständigen, das Netz an gesellschaftlichen Handlungsgewisheiten für die Zeit nach Corona gemeinsam so neu zu knüpfen, dass seine Fragilität und Mehrdeutigkeit nicht nur mitberücksichtigt, sondern als konstitutiver Teil menschlichen Zusammenlebens auch offengelegt wird. Krisenerfahrungen fordern allen Menschen emotional einiges ab und gerade als Kirche müssen wir auf diese Situation angemessene Antworten finden. Während der Kontaktsperre aber, in der wir alle unsere Solidarität durch Distanz ausdrücken, sind die physischen Gesprächspartner, mit denen Menschen diesen „kollektiven Resonanzmoment“ (Hartmut Rosa) erleben, oft die eigenen Familienmitglieder.

Aufgrund der richtigen Maßnahmen gegen das Virus zum Schutz der Gesundheit aller, insbesondere der Alten und Schwachen in unserer Gesellschaft, steht die deut-

„Die Krise zeigt uns, wie verwundbar Alltagsgewisheiten und Selbstverständlichkeiten sind, auf die wir uns bisher unhinterfragt verlassen konnten.“

sche Wirtschaft vor einer Rezession.¹³ Es ist bemerkenswert, dass der überwiegende Teil der deutschen Bevölkerung die restriktiven Maßnahmen gutheißt, obwohl viele für sich selbst teilweise gravierende ökonomische Nachteile befürchten. Wenn die akute Gefahr durch das Virus vorüber ist und wir uns mit den Nachwirkungen beschäftigen, darf diese Bereitschaft zur Solidarität nicht verlorengehen. Insbesondere viele junge Familien werden dann unsere Unterstützung brauchen, damit sie nicht zu den langfristigen Verlierern zählen. Das ist auch mit vielen neuen Gerechtigkeitsfragen verbunden, denn die veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen nach Corona dürfen nicht dazu führen, dass Familien zwischen Existenzangst und Arbeitsbelastung zerrieben werden. Diese Herausforderungen erfordern ein realistisches und komplexitätsbewusstes Bild von Familie.



Dr. Franz-Josef Overbeck

ist seit 2007 Bischof von Essen. Er ist Vorsitzender der Bischöflichen Kommission Adveniat sowie der Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen in der Deutschen Bischofskonferenz. Overbeck ist Militärbischof und Delegierter der deutschen Bischöfe in der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Union (COMECE).

www.bistum-essen.de

Foto: Bistum Essen

¹² Vgl. Jürgen Habermas, *Wahrheit und Rechtfertigung. Zu Richard Rorty pragmatischer Wende*, in: Ders. *Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a. M. 2004, 230-270, hier 255.

¹³ Vgl. Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, *Die gesamtwirtschaftliche Lage angesichts der Corona-Pandemie. Sondergutachten*, Wiesbaden 2020.